abscheulichen, monotonen Gesang oder richtiger Geheul unterhalten. Das spiegelglatte Getäfel des Saales ist durch eine Barriere von dem ringsherum laufenden Zuschauerraum getrennt, der von andächtigen Mohammedanern und schaulustigen Fremden meist ziemlich gefüllt ist. Nach Osten hin sind gewaltige Fenster angebracht, die dem Saal das nötige Licht und dabei eine wunderbare Aussicht gewähren.

In dem abgetrennten Schiffe des Saales befinden sich nun die Hauptpersonen, die „tanzenden Derwische", etwa 30 an der Zahl. Sie sind ganz gleich gekleidet, auf dem Haupt eine zuckerhutartige hohe Kappe von gewöhnlichem grauen Filz, den Leib in ein mantelartiges, weißes Gewand gehüllt, das bis auf den Boden reicht und in der Mitte von einem Gurt zusammengehalten wird. Nur ihr Oberster trägt statt des weißen ein dunkles Gewand und einen grünen Turban.

Auf ein Zeichen beginnt die Feierlichkeit, ähnlich einer modernen Polonaise, mit einem langen Gänsemarsch erst in der einen, dann in der anderen Richtung. Mitunter werfen sie sich dabei insgesamt und mit einem Schlag auf den Boden und berühren mit der Stirn die Erde. Alles wird mit vollendetster Tanzmeistergrazie ausgeführt. Hierauf stellt sich der Führer wieder an seinen Platz am Fenster, und nun ziehen seine Untergebenen an ihm vorüber, indem je zwei und zwei sich vor ihm aufstellen und ihm ein tiefes, untadelhaftes Kompliment machen.

Nachdem dies wohl ein Viertelstündchen gewährt, kommt der eigentliche Tanz. Der Hauptmann läßt sich mit untergeschlagenen Beinen auf seinem Platz nieder, die übrigen treten von der Schranke etwas mehr nach der Mitte des Saales und nun beginnt jeder sich kreisförmig auf seinem Platze um sich selbst zu drehen, nur mäßig rasch, aber in stets gleichem Tempo. Dabei neigen sie den Kopf etwas auf die Schulter, während die beiden Arme horizontal ausgestreckt werden, doch so, daß die eine Handfläche sich nach oben, die andere nach unten kehrt. Bei dem Drehen bläst sich natürlich der untere Teil des Mantels vom Gürtel an auf und bildet einen krinolinenartigen Kreisbausch um seinen Träger.

Dieses Drehen, das oft wiederholt wird, mag wohl jedesmal fünf bis zehn Minuten währen, und es ist nur wunderbar, wie die Leute diese so unnatürliche Bewegung so lange auszuhalten imstande sind. Es kann wohl nur langjährige Uebung diese seltene Fertigkeit verleihen. Der Tanz, der eine seltsame Art Gottesanbetung darstellt, wird meist bis zur Erschöpfung fortgesetzt.

Indianergesänge.

Unter den vielen Indianerstämmen hat es einen gegeben, der als ungewöhnlich musikalisch bezeichnet werden muß. Es ist der Stamm der Chippewa, von dem noch jetzt verhältnismäßig stattliche Reste im Staate Minnesota westlich von den großen Seen hausen. Wie alle anderen Indianer sind aber auch diese in unaufhaltsamem Aussterben begriffen, und es ist daher hohe Zeit gewesen, die Gebräuche dieser besonders merkwürdigen Sippschaft zu studieren und der Nachwelt sicher zu überliefern. Das hat ein weiblicher Anthropologe, Frl. Densmore, getan, die jetzt eine umfangreiche Abhandlung über die Musik der Chippewa in einem Bulletin des Smithsonian Institute veröffentlicht hat. Wie nur in der glücklichen Gegend Italiens wird auch bei den Chippewas jedes Erlebnis und jede Verrichtung mit Musik begleitet. Ein unerschöpflicher Born von Melodien scheint aus dem Gemüt dieses Völkchens schon seit Jahrhunderten geflossen zu sein, denn ebenso groß wie die Zahl der uralten Gesänge ist der Zuwachs an neueren.

Eigenartig ist die Angabe mancher Componisten unter diesen Indianern, daß sie, wie der selige Tartini seinen Teufelstriller, ihre Melodien während eines Traumes oder unmittelbar nach dem Erwachen aus einem Traum geschaffen hätten. Die Musik steht so im Mittelpunkt des Lebens dieser Indianer, daß die Erlangung der Melodien, die von einzelnen Familien in Pacht genommen sind, an besondere Bedingung geknüpft ist. Ein Sohn darf noch nicht ohne weiteres das Lied seines Vaters singen, sondern er muß erst selbstständig geworden sein und dafür ein vorgeschriebenes Honorar an Tabak zahlen. Die Melodie ist den Indianern weit wichtiger als die Worte, die dazu gefunden werden, und daher gilt es auch als erlaubt, zu alten Melodien neue Texte zu wählen, nur müssen diese dem älteren Text einigermaßen ähnlich sein und dieselbe Idee zum Ausdruck bringen. Auffällig ist der Rhythmus dieser Indianerlieder, der bei allen melodischen Abwandlungen der gleiche bleibt. Auch die Wahl der Tonfolge und der musikalischen Intervalle zeigt soviel Gleichförmigkeit, daß man schon daraus auf das Alter der Melodien schließen kann. Bei der Ausführung der Gesänge gilt ein Tremol als besonders schön, und jeder der indianischen Sänger gibt sich viele Mühe, es zu erlernen. Das Liederbuch der Chippewa zerfällt in eine Reihe von Abschnitten, deren Inhalt meist ihrem bestimmten Zweck entspricht. [illegible] Traumlieder, andere Kriegslieder. Eine weitere Folge von Melodien wird bei dem sogenannten Mokassinspiel gesungen, noch andere bei Weibertänzen.

Die wichtigsten Gesänge aber sind die sogenannten Mide. Dies Wort ist am ehesten zu übersetzen mit „große Medizin" und ist der Ausdruck für die ursprüngliche Religion dieser Indianer, ein weiterer Beweis dafür, wie von Urzeiten her bei den Chippewas die ganze Gedankenwelt von Melodien bekleidet gewesen ist. Diese Religion lehrt, daß die Güte des Charakters mit langem Leben belohnt wird, eine Uebeltat dagegen auf den Verbrecher zurückwirkt. Für die Ausübung der Religion besteht eine Art von Loge mit acht Graden. Die Mitglieder werden nach bestimmten Erfahrungen von einem Grad zum anderen befördert. So idealistisch sind diese Leute allerdings nicht, daß nicht auch dabei materielle Opfer verlangt würden. Jedes Frühjahr wird ein großes Fest veranstaltet, bei dem die Musik selbstverständlich wieder den höchsten Rang unter den Veranstaltungen einnimmt. Die religiösen Lehren zeugen auch im einzelnen von einer recht hohen Sittlichkeit. Lügen und Stehlen wird ausdrücklich verdammt und sogar, was noch bemerkenswerter ist, die Trunksucht. Wie sehr das Dichten und Trachten dieses sonderbaren Volkes auf die Musik gerichtet ist, geht daraus hervor, daß sie sogar ein Mittel zu ihrer Aufzeichnung gefunden haben, die freilich von unserer Notenschrift recht weit entfernt ist. Alle Gesänge sind auf Streifen von Birkenrinde geschrieben. Die Texte sind für das europäische Begriffsvermögen freilich ganz unverständlich oder nichtssagend. Soviel in letzter Zeit in verschiedenen Ländern auch mit Hilfe des Phonographen die Musik der Naturvölker durchforscht worden ist, hat sich wohl noch nirgends ein solcher Reichtum an Liedern und musikalischen Veranstaltungen irgendwo gefunden, wie bei dem Stamme der Chippewa-Indianer. Von besonderem Interesse, nicht nur in psychologischem Sinne, ist jedenfalls die Verknüpfung der musikalischen und der religiösen Bedürfnisse und Gebräuche dieser Indianer. Auch bei uns pflegt die Veranstaltung religiöser Feiern mit musikalischen Aufführungen verbunden zu sein. Bei diesem Naturvolk aber scheint die Ausübung der Religion in allen einzelnen Formen mit der Musik geradezu unlöslich vereinigt zu sein und die Musik somit aus dem tiefsten Innern dieser Menschen zu quellen, wozu auch jene Angabe gut stimmt, daß sie ihre Melodien im Traum komponieren.

Ein Musik-Automat als der rettende Trompeter.

Die blutige Fackel des Bürgerkrieges hatte bereits dreimal über Wien gelodert, als der verhängnisvolle 6. Okt. 1848 über die Hauptstadt hereinbrach. Damals lebten in Wien die aus Regensburg gebürtigen Mechaniker Johann Nepomuk und Leonhard Mälzel. Der jüngere von ihnen, Leonhard, war ein großes musikalisches Genie, und der Kaiser von Oesterreich hatte ihn schon im Jahre 1827 wegen seiner vielen auf das beste ausgeführten mechanischen Musikwerke zum „musikalischen Kammermaschinisten" ernannt. Die Brüder Mälzel lebten in guten Verhältnissen, und manches wertvolle Stück war in ihrer Wohnung zu finden. Was Wunder, daß unlautere Elemente der Revolution sich an ihrem Eigentum vergreifen wollten, gehörte doch der eine der Brüder, wie gesagt, zum kaiserlichen Hofstaat. Gruppenweise versammelten sich Leute an jenem verhängnisvollen Tage vor den Fenstern des Mälzelschen Hauses, und immer lauter wurden die Drohungen gegen den Mann, der wegen seiner Anhänglichkeit an den Kaiser unbeliebt war. [illegible] die kaiserlichen Truppen [illegible] die ganze Gegend [illegible], und Leonhard Mälzel hatte auf jeden Fall für seine Person Schutz gefunden, doch er fürchtete die Zerstörung seiner wertvollen Musikapparate.

Immer mehr Volk sammelte sich, immer drohender wurde das Geschrei der Menge. Einige pochten an die Tür, andere wollten zu den Fenstern hereinklettern, da erscheint hinter den Gardinen die mächtige Gestalt eines kaiserlichen Trompeters in Paradeuniform und schmettert seine Fanfare über die vor Schreck gelähmte Menge. Alles stob auseinander, und im Augenblick war die Umgebung des Mälzelschen Hauses wie ausgestorben. Denn wo ein kaiserlicher Trompeter war, mußte mindestens auch eine Eskadron Kürassiere zum Schutz des kaiserlich Musikalischen Kammermaschinisten untergebracht sein. — Mälzel und seine großen Kunstwerke waren gerettet, gerettet durch einen künstlichen Trompeter, den Mälzel kurz vorher vollendet hatte. Dieser Trompeter ist heute im Münchener Museum zu sehen. Mittels einer Kurbel werden starke Federn aufgezogen. Vor Beginn des Spieles hebt der Trompeter den rechten Arm, der das Instrument hält, in die Höhe, zwei Blasbälge zwischen den Schultern [illegible], erzeugen vom Laufwerk [illegible] den Wind. Noch heute ist dieser mechanische Trompeter betriebsfähig und kann seine militärischen Signale, die einst ihm und seinem Meister das Leben retteten, erklingen lassen. Es ist einer der wenigen noch erhaltenen Automaten aus vergangener Zeit.

Eine Soldaten-Hochzeit.

Es sind jetzt gerade hundert Jahre her, als in der alten Berliner Garnisonkirche in der Neuen Friedrichstraße zwei preußische Unteroffiziere miteinander getraut wurden und als ein für das Leben verbundenes Paar das Gotteshaus verließen. Und es ging alles mit rechten Dingen zu: Er war der Bräutigam, und sie war die Braut, er trug die Uniform und sie das Brautkleid, und waren doch beide Unteroffiziere — der eine freilich schon a. D. Beide, er und sie, trugen das Eiserne Kreuz von 1813 auf der Brust, das sie sich in manchem heißen Schlachtgetümmel redlich erworben hatten — kurzum, es war ein weiblicher und ein männlicher Unteroffizier, die an einem Vorfrühlingstage des Jahres 1816 in Berlin Hochzeit machten.

Der ehemalige Kriegsfreiwillige in einem Ersatz-Bataillon, jetzige Unteroffizier a. D. Auguste Krüger und der Unteroffizier Karl Köhler vom Garde-Ulanen-Regiment standen vor dem Traualtar, um sich die Hand zum Lebensbund zu reichen. Sie kannten sich noch gar nicht so lange, erst knapp sechs Wochen. Beim Ordensfest am 18. Januar, das damals als erstes nach dem Friedensschluß mit ganz besonderem Glanz im alten Berliner Königsschloß begangen wurde und mit einem allgemeinen Friedensdankesfest in ganz Preußen verbunden war, waren beide als Ritter des Eisernen Kreuzes Gäste des Königs, und als ein glücklicher Zufall ihre Plätze bei der prunkvollen Tafel nebeneinander gefügt hatte, da lernten sie sich kennen und verstehen. Gleiche Kriegsschicksale und die Erinnerung an gemeinsam durchlebte Gefahren und Entbehrungen mögen sie schneller zusammengeführt haben, als es sonst zu geschehen pflegt. Auguste Krüger, die als Tochter eines Ackerbürgers in dem mecklenburgischen Städtchen Friedland geboren war, stand damals im Alter von 22 Jahren, und ihr Auserwählter war vier Jahre älter als sie. Aber nicht nur dem Alter nach paßten sie zusammen, auch ihre Abkunft und Lebensanschauung hatten viel Gemeinsames. Auch Karl Köhler stammte aus den bescheidenen Verhältnissen einer norddeutschen Kleinstadt. Er war aus Seehausen in der Altmark gebürtig und hatte sich frühzeitig dem Kriegshandwerk zugewandt, wo er volle Befriedigung auch für sein späteres Leben zu finden hoffte. Und gerade in diesem Punkt hatte er in Auguste Friederike Krüger, dem rühmlichst bekannten Heldenmädchen der Freiheitskriege, ein gleichgestimmtes Wesen gefunden, in dem Kraft und Entschlossenheit, Mut und Ausdauer, also alle Tugenden des Soldaten, sich mit echt weiblichem Gemüt und natürlicher Seelenreinheit vereinten.

Von hervorragenden Zeitgenossen sind uns die ehrenvollsten Urteile über das Heldenmädchen von Großbeeren und Dennewitz überkommen, und kein Geringerer als der preußische General von Borstell war es, der nach ihrer Verabschiedung aus dem Heeresdienst in einem öffentlichen Aufruf ihren Kriegsruhm verkündete und in ganz Preußen mächtig die Werbetrommel rührte zur Sammlung eines Brautschatzes für Auguste Friederike Krüger. Von allen Seiten, von hoch und niedrig, arm und reich liefen die Spenden ein, so daß dem glücklichen Paare an seinem Hochzeitstage eine ansehnliche Summe in Gold und Silber überreicht werden konnte. Da ihr außerdem von Staats wegen eine lebenslängliche Pension ausgesetzt war und ihr Mann weiter im Militärdienst verblieb, so konnte das glückliche Paar auch in dieser Beziehung einer sorglosen Zukunft entgegensehen.

Die Hochzeitsfeier des seltenen Paares, am Dienstag, dem 5. März 1816, gestaltete sich zu einem Fest [illegible] für ganz Berlin; denn alle diejenigen, die zu der [illegible] beigetragen hatten, wollten natürlich auch Zeugen des Bundes sein, zu dem sie mitgeholfen. So strömte denn schon zeitig eine große Volksmenge zur Garnisonkirche, die bald in allen ihren Teilen nicht bloß bis auf den letzten Platz gefüllt war, sondern immer neue Scharen [illegible] Schiff und auf den Emporen [illegible]. In den Logen sahen zahlreiche Damen der Hofgesellschaft und die Generalität; an der Spitze der preußische Kriegsminister, General Leopold von Boyen, der sich um die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht unsterbliche Verdienste erwarb. Er war dem Wunsche einflußreicher Kreise nachgekommen und hatte sich zu dem kirchlichen Akt als Trauzeuge ansagen lassen. Außerdem fanden sich die Vorgesetzten des Bräutigams und zahlreiche Regiments-Kameraden beider Unteroffiziere ein. Besonders zahlreich war natürlich das weibliche Element vertreten, denn alle Frauen und Jungfrauen von Berlin waren gespannt, das Heldenmädchen, von dem sie so viel Rühmliches gehört und gesehen hatten, nun im bräutlichen Schmucke an der Seite ihres ebenso tapferen Lebensgefährten zu sehen. Und wer nicht mehr in das überfüllte Gotteshaus hineinkam, der wartete draußen das Ende der Trauung ab, um beim Anblick des Brautpaares seine Wißbegier zu befriedigen.

Der unnötige Auftrag.

Aus Galizien wird folgendes, angeblich wahres Geschichtchen erzählt: In R., vor einem zusammengeschossenen Haus, dessen Blechdach in unförmiger Masse halb auf der Straße liegt, steht ein Jude und schüttelt sich vor Lachen. Ein Offizier, entrüstet über diese Gefühllosigkeit, herrscht ihn an. „Harr Offizier, soll ich nicht lachen über das Haus? Gehört es doch meinem gutten Fraind, der ist in Wien und hat geschrieben mer, daß ich soll geh'n lüften sai Wohnung!"

Unsere Prämien.

Um unsern Abonnenten Gelegenheit zu geben zu unerhört billigen Preisen

gute kath. Bücher und Bilder

anzuschaffen haben wir uns entschlossen jedem unserer Abonnenten, der alle seine Rückstände, die er dem „St. Peters Boten" schuldet, ins Reine bringt und noch außerdem für ein volles Jahr im Voraus bezahlt eine der folgenden prächtigen Prämien portofrei zuzusenden gegen Extrazahlung von

nur 25 Cents.

Prämie No. 1: Himmelsblüten. Ein vollständiges Gebetbuch für katholische Christen. Westentaschen Format. Auf starkes, dünnes Papier gedruckt. 224 Seiten. Imitationsleder mit Goldschnitt, Gold- und Farbenpressung, Runddecken. Der Retailpreis dieses Buches ist 50 Cents.

Prämie No. 2. Irgend zwei der folgenden prachtvollen Oelfarbendruck-Bilder, in der Größe 15¼×20¼ Zoll, sorgfältigst verpackt und portofrei:

Das letzte Abendmahl, nach Leonardo da Vinci.
Die Unbefleckte Empfängnis, nach Murillo.
Muttergottes v. d. Immerwährenden Hilfe, nach dem Gnadenbild.
Der heilige Joseph mit dem Jesuskinde.
Der heilige Schutzengel.
Retailpreis pro Stück 25 Cents.

Prämie No. 3. Zwei prachtv. Oelfarbendruck-Bilder: Herz Jesu und Herz Mariä, jedes [illegible] Zoll groß, sorgfältigst verpackt und portofrei. Retailpreis 60 Cents.

Prämie No. 4. Key of Heaven. Eines der besten englischen Gebetbücher. [illegible]. Retailpreis 60 Cts.

Eines der folgenden prachtvollen Bücher wird an jeden Abonnenten des „St. Peters Boten", der ein volles Jahr vorausbezahlt, portofrei zugesandt gegen Extrazahlung von

nur 50 Cents.

Prämie No. 5. Der gekreuzigte Jesus. Prachtvolles Gebetbuch [illegible]

Prämie No. 6. Legende der Heiligen [illegible]

Prämie No. 7. Gebetbuch [illegible]

Prämie No. 8. Rube Regum [illegible]. Retailpreis $1.10

Prämie No. 9. Erbarme Dich unser! Ein Gebetbuch [illegible]. Retailpreis [illegible] Cents.

Das folgende prachtvolle Buch wird an Abonnenten, die auf ein volles Jahr vorausbezahlen portofrei geschickt gegen Extrazahlung von

nur 75 Cents.

Prämie No. 11. Goffine's Handpostille mit Text [illegible] über 100 Bilder, ist auf [illegible] Papier gedruckt und schön in Halbleder mit feiner Pressung gebunden.

Für ältere Leute, deren Augen ihre Sehkraft teilweise eingebüßt haben, ist das folgende Buch besonders zu empfehlen, welches wir versenden gegen Einsendung des Extrabetrages von

nur $1.00.

Prämie No. 12. Der Goldene Himmelsschlüssel bearbeitet P. Martin v. Cochem. Gebetbuch mit ganz großem Druck. 544 Seiten. Wattierter Granitleinband mit Goldpressung. Runddecken. Goldschnitt.

Wer einer Land-Gemeinde für die hl. Fastenzeit ein recht passendes Geschenk [illegible], sollte sich die folgende Prämie schicken lassen, zu dem [illegible] Preise von

nur $1.75.

Prämie No. 14. Der heilige Kreuzweg. 14 prachtvolle Oelfarbendruck-Bilder, fertig zum Einrahmen. Größe eines jeden Bildes 15¼ x 20¼ Zoll. Eignen sich für Landkirchen und Kapellen. Retailpreis $3.50.

Solange der nur geringe Vorrat reicht, schicken wir portofrei das folgende schöne Hausbuch als Prämie für

nur $2.00.

Prämie No. 15. Kirchengeschichte. Für die katholische Familie bearbeitet von Dr. Hermann Rolfus. Mit 200 schönen Bildern. 1014 Seiten, in Leinwand gebunden. Retailpreis $3.00.

Bei Einsendung des Abonnements mit dem Extrabetrage gebe man die Nummer der Prämie an, welche gewünscht wird.

Abonnenten die bereits für ein volles Jahr vorausbezahlt haben, sind ebenfalls zu einer Prämie berechtigt, wenn sie uns den Extrabetrag einsenden. Solche, deren Abonnement nur für einen Teil eines Jahres vorausbezahlt ist, müssen den fehlenden Betrag einsenden um das Abonnement auf ein volles Jahr im voraus zu bezahlen.

Nur eine Prämie kann bei Vorausbezahlung eines Jahrganges gegeben werden. Wer daher zwei oder mehr Prämien wünscht, muß für zwei oder mehrere Jahrgänge vorausbezahlen und die betreffenden Extrazahlungen machen.

Die Prämien werden portofrei zugesandt.

Man adressiere: **St. Peters Bote, Muenster, Sask.**